Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 88 Sonnabend, den 27. Juli 1929 42. Jahrgang

Politischer Wochenspiegel.

Die feierliche Inkraftsetzung des Kelloggpaktes. — Deutschlands Vermittlung im Mandschureikonflikt. — Französische Verschleppungsdiplomatie. — Deutschlands Seegeltung.

Der Präsident der Vereinigten Staaten hatte die Chefs der diplomatischen Missionen, soweit sie Regierungen vertreten, die dem Kellogg-Pakt sich verpflichtet haben, zu einer Feier großen Stils geladen, bei der der Kriegsächtungsvertrag in Kraft gesetzt und verkündet wurde. Hoover hat aus diesem Anlaß mit klaren Worten davon gesprochen, daß alle unsere Hoffnung auf den Kellogg-Pakt gegründet sei, und daß er den Auftakt bieten müßte zu einer wirklichen Verminderung der Rüstungen, wobei freilich der Grundsatz angemessener Landesverteidigung nie außer Acht gelassen werden solle. Die Vertreter von 40 Staaten haben diesem Staatsakt beigewohnt. Botschafter und Gesandte jener Nationen, die sich feierlich darauf verpflichtet haben, den Krieg aus der Vorratskammer ihres diplomatischen Rüstzeuges zu bannen, auf ihn als ein Mittel der Politik zu verzichten. So wird man es nicht ganz verstehen, daß gerade in diesem Zusammenhang der amerikanische Präsident nur vorsichtig von einer Minderung der Rüstungen spricht, und auch diese These noch einschränkt, indem er die angemessene Rüstung für die Landesverteidigung — welch ein dehnbarer Begriff — nicht angetastet wissen will. Es wäre ein Symbol gewesen, das der Sache des Friedens gedient hätte, wenn mit dieser feierlichen Verkündung des Kriegsächtungspaktes die Mächte dafür gewonnen worden wären, einen ernsthaften Schritt zur Friedenspolitik, zur ehrlichen Abrüstung zu tun. Deutschland hat dafür ein Beispiel gegeben, das endlich Schule machen muß, wenn das Vertrauen in den ehrlichen Friedenswillen der übrigen Welt gestärkt werden soll. Zwischen dem Rüstungszustand Deutschlands und der übrigen Welt klafft ein Gegensatz, der der Sache des Friedens nicht dienlich sein kann.

Ebenso wenig als die ostasiatischen Vorkommnisse den Kelloggpakt in Ansehen der Völker besonders heben, da alle Bestrebungen zur Beilegung des Konflikts bis jetzt gescheitert sind. Amerikas Außenminister Stimson hat sich nun auch an den deutschen Botschafter gewandt, um Deutschland für eine Vermittlung der Großmächte im fernen Osten zu gewinnen. Deutschland hat von Anfang an in dem Ostkonflikt den Standpunkt eingenommen, daß alles getan werden muß, was den Krieg zwischen Rußland und China verhindern kann. Aber es hat auch ebenso deutlich von Anfang an erkennen lassen, daß es nach Lage der Dinge nicht eine persönliche Vermittlerrolle in diesem Streit übernehmen möchte und übernehmen kann. Selbstverständlich hat die Reichsregierung keinen Anlaß, sich aus einer Kollektivaktion der Weltmächte auszuschalten. Aber Versuche, Deutschland bei dieser Vermittlungsaktion vor den Wagen zu spannen — in Amerika wird bereits der Name Solf genannt — müssen abgelehnt werden. Im übrigen scheint sich China selbst auf eine Vermittlung Japans einzurichten. Schon liegen Meldungen darüber vor, daß der chinesische Außenminister die japanische Regierung um die Vermittlung zwischen Nanking und Moskau ersucht habe, um auf diese Weise die direkte Verhandlung zwischen China und Rußland wieder in Gang zu bringen. Man darf hoffen, daß es gelingt, die Parteien wieder an einen Konferenztisch zu bringen. An Kriegsgefahr scheint man in Moskau und in Nanking nicht mehr zu glauben.

Wir glauben aber auch nicht mehr an eine sichere Eröffnung der politischen Reparationskonferenz im August. Die Nachrichten hierüber lauten immer weniger optimistisch. Trotz ständiger diplomatischer Fühlungnahme ist es nicht gelungen, den Konferenzort endgültig festzulegen. Man spricht vom Haag, man spricht von Luzern, man spricht neuerdings von Kopenhagen, und man spricht schließlich, besonders in Paris, von Brüssel. Ueber diesem formalistischen Streit tritt die Notwendigkeit zur schnellen Lösung der Reparationsfrage zu kommen, sehr in den Hintergrund. Es scheint wirklich an der Zeit, daß in den diplomatischen Besprechungen der französischen Regierung in möglichst deutlicher Form gesagt wird, welche störenden Wirkungen die Verschleppungstaktik auf die gesamte politische und wirtschaftliche Entwicklung haben muß. Frankreich wollte in den vergangenen Wochen einen neutralen Tagungsort. Wenn jetzt London als Konferenzort fortgefallen ist, warum taucht plötzlich der Plan einer Konferenz in Brüssel auf, das mit seiner aufgeregten politischen Atmosphäre ruhige Arbeiten erschwert? Warum werden solche neuen Pläne lanciert, wenn nicht Verschleppungsabsichten zugrunde liegen?

Ein Lichtblick in all dem Wirrwarr außenpolitischer unerfreulicher Dinge ist der Riesenerfolg deutscher Technik und dessen Anerkennung in der ganzen Welt. Der Lloydschnelldampfer „Bremen" hat das Blaue Band des Ozeans gewonnen. 22 Jahre ist es in Englands Besitz gewesen. Die „Mauretania" hat damals den Rekord gewonnen. Seit jener Zeit ist niemals der ernsthafte Versuch gemacht worden, diesen Rekord zu brechen. Die Jahre vor dem Kriege wurden von den Reedereien nach anderer Richtung hin genutzt. Damals galt es zunächst die Bequemlichkeit der Amerikareise zu steigern. „Vaterland" und „Imperator" waren die Triumphe deutscher Technik, die Rekorde des Transozeanverkehrs. Heute Selbstverständlichkeiten, die keine Hemmungen mehr bieten. Nun ist der Kampf um den Wettlauf über den Ozean wieder entbrannt. Die „Bremen" und ihr kommender Schwestertyp, die „Europa", sind Schiffe, die den Komfortrekord der Vorkriegszeit längst überschritten haben. Aber sie sind auch Typen, die sich damit nicht begnügen, die es darauf angelegt haben, die Spanne zwischen Europa und Amerika zu verringern und der erste Vorstoß gegen den Weltgeschwindigkeitsrekord hat zum Erfolg geführt. Aber damit nicht genug. Der eigentliche Kampf um diesen Weltrekord wird jetzt erst beginnen. Schon künden amerikanische Meldungen, daß die Reedereien der Welt jetzt durch diesen neuen deutschen Rekord gepackt sind und daß sie darauf aus sind, diesen Rekord zu schlagen. Der Wettlauf um den Ozean ist in eine neue Phase getreten. Und diese Phase ist unter der Parole „Deutschland" eingeleitet worden. Ein Erfolg, der uns die alte Seegeltung wiedergewonnen hat, ein Erfolg, auf den wir stolz sein wollen, ein Erfolg aber auch, bei dem wir nicht ausruhen dürfen!

König Fuad in London.

König Fuad als Gast des Oberbürgermeisters von London. König Fuad von Aegypten, der zu einem sechswöchigen Besuch in London eingetroffen ist, ist dort vom Oberbürgermeister im Herrenhaus eingeladen worden. Fuad gedenkt einen Teil seines Aufenthalts in Schottland zu verbringen, wo er jagen und fischen will. König Fuad mit dem Oberbürgermeister von London und dessen Gattin vor dem Lunch im Herrenhaus.

Aenderung des Lichtspielgesetzes.

Neue Zensur- und Strafbestimmungen.

Berlin, 26. Juli.

Der Reichsinnenminister Severing hat dem Reichstag den Entwurf eines Gesetzes zur Aenderung des Lichtspielgesetzes vorgelegt. In der Begründung dieses Gesetzentwurfes heißt es u. a.:

Die Regierung hat grundsätzlich daran festgehalten, daß im Inland hergestellte Bildstreifen nur dann zum Vertrieb nach dem Ausland zugelassen werden können, wenn von ihrer Vorführung im Ausland nicht eine Gefährdung des deutschen Ansehens zu befürchten ist, wie sie etwa in der Verbreitung grober Schundfilme oder den Weltruf der deutschen Wissenschaft gefährdender Bildstreifen im Ausland gesehen werden kann. Daß Bildstreifen, von denen die Prüfstellen festgestellt haben, daß sie geeignet sind, die Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Staaten zu gefährden, unter allen Umständen von der Ausfuhr ausgeschlossen bleiben müssen, bedarf ebenso wenig der Begründung wie der Umstand, daß diese Regelung auf Bildstreifen keine Anwendung findet, die aus dem Auslande eingeführt sind.

Im wesentlichen bleibt also die auf Antrag ausnahmsweise zu erteilende Zulassung verbotener Bildstreifen nach dem Ausland auf die Bildstreifen beschränkt, denen die Zulassung für das Inland wegen ihrer ordnungs- oder sicherheitgefährdenden, das religiöse Empfinden verletzenden, verrohenden oder entsittlichenden Wirkung versagt worden ist. Für die Fernhaltung Jugendlicher von allgemeinen Vorführungen waren strafrechtlich bisher nur die Veranstalter der Lichtspiele verantwortlich.

Nächte der Angst.

Ein Sylt-Roman von Anny Wothe.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

7. Fortsetzung.

„Das wird sich finden, was ich tue", gab Sölve zurück, und Peter meinte gelassen:

„Sie kann vielleicht nützen."

Durchdringend hefteten sich seine blauen Augen, die ganz ernst geworden, auf Estrid.

Hatte er erwartet, daß auch sie mit hinausging?

Hastig trat er auf sie zu, und ehe sie es sich versah, hatte er sie mitten auf den Mund geküßt.

Die Männer und Sölve waren schon draußen, da stand Estrid noch immer im Pesel und wischte mit der Hand über ihre Lippen als müsse sie einen Schandfleck wegreiben.

Draußen war Stockfinsternis, als die Männer mit ihren Laternen dem Strande zueilten, wo eine Anzahl Inselbewohner ratlos hin- und herliefen.

Schwarz wälzten sich die Wolken von Westen her und unheimlich wütete der Wind. Die Notsignale waren verstummt, nur ein paar Leuchtraketen stiegen noch auf.

„Macht das Rettungsboot klar", rief Sölve erregt den Männern zu. „Hört ihr nicht, daß man eurer Hilfe bedarf?"

„Da ligt he op de Dodenbank", meinten die Schiffer, über die See deutend, und standen unschlüssig.

„Vorwärts", kommandierte Peter. „Rührt euch!"

Der Kapitän ist schon zum Bootshaus geeilt, das große Rettungsboot, durch Taue gefesselt, liegt auf einer sogenannten Rutschbahn. Die Männer, die ihm auf den Anruf gefolgt sind, kriechen schnell in Korkwesten und Oelzeug. Sie binden sich den Südwester fest um die Ohren. Lauter kräftige Gestalten sind es — keiner spricht ein Wort.

„Alles klar!" ruft der Kapitän.

„Alles klar", klingt es zurück.

Das Rettungsboot gleitet langsam dem Wasser zu, dann schießt es schnell in die hochaufspritzenden Wogen.

Sölve wäre am liebsten mitgefahren, aber sie wußte, man würde es nicht zulassen. Sturmumbraust stand sie nun am Ufer, fest und sicher und sah dem Boot nach, das in dem Gischt verschwand. Bent Bonkens Augen hatten sie strahlend gegrüßt.

Am Strand war inzwischen eine Schar Weiber aufgetaucht, die unruhig und erregt durcheinander hasteten, teils aus Sorge um ihre Männer, Brüder und Söhne, teils aus Neugier und Mitleid mit dem Schiff, das in der dunklen Sturmnacht mit den Wellen rang.

Stunde um Stunde verging, die Weiber verliefen sich wieder, nur Sölve saß des Sturmes und des Regens nicht achtend, auf einer Holzplanke und starrte weithin über die tobende See. Wenn sie nicht wiederkamen, die Männer, die ausgezogen waren, ihr Leben für das anderer zu wagen?

Ein Schauer kroch Sölve bis ans Herz.

„Helft," rief sie den Weibern zu, die noch draußen waren; „die Nacht ist so schwarz, daß die Unsern nicht den Weg zurückfinden. Laßt uns ein Feuer entzünden."

Einige der Frauen murrten.

„Der Leuchtturm gäbe ja die Richtung an."

„Ja, aber nicht die Einfahrt hier", gab Sölve den Zögernden zu bedenken, und etwas Gebieterisches lag in der jungen Stimme.

„Wollt ihr eure Männer verlieren?"

Da griffen die Frauen zu. Sölve entbot auch Knechte und Mägde aus dem Gotteskoog, und sie begannen — Sölve allen voran —, Werg und Strandholz herbeizuschleppen. Nicht weit vom Strand, in einem alten, morschen Gemäuer, schichteten sie das Holz, und bald züngelten Riesenflammen durch die Nacht, die der rasende Sturm immer heller entfachte.

Sölve faltete die kleinen Hände. Ihr war plötzlich viel freier und leichter ums Herz. Der Regen hatte nachgelassen, aber die Brandung donnerte und die Wogen grollten so laut, als ob das Meer im wütenden Kampf mit dem dunklen Nachthimmel ringe, den von Zeit zu Zeit Blitze zerrissen. Die Windsbraut, die über die Dünen fegte, warf Sölve den feinen Sand wie spitzige Nadeln ins Gesicht, und so angestrengt Sölve auch ausspähte, kein Boot kam in Sicht.

Endlich ein Licht und noch eins!

„Sie kommen," schrie Sölve, und als hätte ihr Ruf ein hundertfältiges Echo geweckt, so belebte sich der Strand von Frauen und Kindern, die trotz Sturm und Wetter nun gespannt Ausschau hielten.

Immer näher steuert das Licht. Jetzt kann man schon ganz deutlich das Boot erkennen. Die Wellen schwingen und schleudern es wild. Sturzseen gehen darüber hin, daß man meint, sie hätten die kleine Nußschale begraben.

Immer wieder wirft die Brandung die Tapferen zurück, die verzweifelt mit Wind und Wogen kämpfen, aber, von Gischt umblinkt, stößt schließlich das Boot auf den Sand. —

Viele Hände mühen sich, es fest zu machen.

Strahlend sieht Sölve Bent Bonken ins Auge und streckt ihm beide Hände entgegen.

„Wie danke ich Euch", ruft sie innig.

„Und wir Euch", gab der Kapitän zurück. „Nicht wahr, es war Euer Werk, das Strandfeuer? Es hat uns glücklich den Weg gezeigt. Wir waren schon weit abgetrieben."

„Sind alle gerettet?" fragte Sölve, als sie gewahrte, wie man unter Peters Aufsicht einige Männer aus dem Boot an den Strand trug.

„Der Kapitän und zwei Matrosen, die ganze Besatzung. Der Kapitän scheint tot. Die Matrosen sind wohl nur erschöpft, denn wir holten sie aus dem Wrack vom höchsten Mast herunter."

„So will ich eilen, im Gotteskoog alles zur Aufnahme der Armen vorzubereiten", rief Sölve und lief davon.

Peter Bonken rief ihr nach, Estrid zu benachrichtigen, Sölve aber sah sich gar nicht nach ihm um. Ihr war, als würde sie verfolgt und eine eiskalte Hand griffe nach ihrem Herzen.

— — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219290728-14/fragment/page=0001

Sollen die Bestimmungen des Gesetzes wirksam durchgeführt werden, so müssen auch die Personen selbst, die unberechtigterweise Lichtspiele besuchen, unter Strafe gestellt werden. Das sind in erster Linie die Jugendlichen, dann auch Personen, die sich unberechtigterweise den Zutritt zu Lichtspielvorführungen verschaffen, die nur für bestimmte Kreise bestimmt sind. Daneben sind aber auch Erziehungs- und Aufsichtsberechtigte für den strafbaren Besuch von Lichtspielvorführungen durch die ihrer Obhut oder Aufsicht unterworfenen Kinder oder Jugendlichen zur Verantwortung zu ziehen.

Die Rote Armee.

In der „Roten Arbeiter- und Bauernarmee", wie die amtliche Bezeichnung lautet, ist sowohl der Grundsatz des stehenden Heeres wie der Miliz zur Durchführung gebracht. Die nach dem Milizsystem sich ergänzenden Formationen führen den Zusatz „territorial". Der wesentliche Unterschied besteht darin, daß die Truppenteile des stehenden Heeres alljährlich im Herbst ein bestimmtes Rekrutenkontingent einstellen, das nach zweijähriger aktiver Dienstzeit als beurlaubt entlassen wird, während von den Territorialtruppenteilen dauernd nur ein „Kaderbestand" (etwa 10 v. H. der Friedensstärke der Formationen des stehenden Heeres) unter Waffen ist und der sogenannte „Wechselbestand" nur zu kurzer Ausbildung zur Fahne einberufen und dann beurlaubt wird.

Oberster Grundsatz ist die allgemeine Wehrpflicht aller militärtauglichen Männer. Im Kriege sind auch Frauen dienstpflichtig. Im Frieden können letztere freiwillig nach den gleichen Grundsätzen wie männliche Freiwillige in die Armee eintreten.

Zweiter Grundsatz: Die Ausübung der Wehrpflicht mit der Waffe ist ein Ehrenrecht nur der werktätigen Bevölkerung. Die nicht aus solchen Kreisen stammenden Wehrpflichtigen des Bürgertums und der als politisch unzuverlässig geltenden Bourgeoisie werden im Kriege nur in Arbeitsformationen hinter der Front ohne Waffen verwendet. Sie zahlen im Frieden eine Wehrsteuer.

Die Anhänger gewisser religiöser Gemeinschaften können durch Gerichtsbeschluß von der Wehrpflicht befreit werden. Befreiungen oder Erleichterungen sind ferner möglich auf Grund häuslicher Verhältnisse und für Studierende und Besucher höherer Schulen.

Die zum stehenden Heer sowie zum Kaderbestand der Territorialtruppen Einberufenen müssen bei allen Waffengattungen zwei Jahre hintereinander abdienen (bei der Marine drei Jahre).

Die zu verkürzter, einjähriger Ausbildung einberufenen Studierenden und Besucher höherer Schulen werden in dieser Zeit zu Unterführern herangebildet. Am Ende des Dienstjahres werden sie einem Examen als Unterführer unterzogen. Bestehen sie dieses, so werden sie als beurlaubt entlassen, bestehen sie nicht, so haben sie die volle zweijährige Dienstzeit wie alle anderen abzuleisten.

Im Alter von 18 bis 34 Jahren ist Eintritt als Freiwilliger in die Armee gestattet, mit der Verpflichtung, mindestens ein Jahr zu dienen. Der Freiwilligendienst wird auf die aktive Dienstzeit angerechnet.

Oberste Landesverteidigungsbehörde ist der „Rat für Arbeit und Verteidigung", zu dem unter Vorsitz des Vorsitzenden der Volkskommissare (zu vergleichen mit dem deutschen Reichskanzler) alle für die Landesverteidigung in Frage kommenden Volkskommissare gehören. Er soll die Interessen der verschiedenen Behörden in Fragen der Landesverteidigung in Einklang bringen.

Oberste Kommandobehörde ist der Revolutionäre Kriegsrat, ein unter dem Vorsitz des Volkskommissars für Heeres- und Marineangelegenheiten stehendes Kollegium von höheren militärischen und anderen Persönlichkeiten.

Die Friedensstärke der Roten Armee beträgt nach amtlichen Angaben 563 000 Mann. Diese Zahl umfaßt die 29 stehenden Schützen-Divisionen und die Kaders der 41 Territorialen Divisionen. Zählt man jedoch die in den Territorialen Divisionen jährlich Ausgebildeten und die Ueberzähligen hinzu, die außerhalb der Roten Armee innerhalb von fünf Jahren eine sechsmonatige Ausbildung erhalten, so ergibt sich eine Zahl von rund 1 000 000 Mann, die im Laufe eines Jahres ausgebildet werden.

Ueber die voraussichtliche Kriegsstärke fehlen genaue Unterlagen. Rechnet man die Stärke eines Jahrganges mit etwa 600 000 Mann wehrfähiger Leute, so würde sich nach Einberufung sämtlicher 20 wehrpflichtiger Jahrgänge ergeben, daß die Sowjet-Union insgesamt 12 Millionen Mann nach und nach ins Feld stellen könnte. Die Anzahl derer, die man zurzeit bei einer Mobilmachung als ausgebildet rechnen kann, ist bedeutend geringer, da vorläufig nur die sechs Jahrgänge 1923 bis 1928 in Frage kommen, also 6 mal 1 200 000 gleich 7 200 000 Mann.

Die Rote Armee kennt nicht die Bezeichnung Offizier und Unteroffizier, sondern nur den sogenannten Führer- oder Kommandobestand. Er wird eingeteilt in den militärischen, Sanitäts-, Veterinär-, administrativen und politischen Kommandobestand.

Die in der Revolutionszeit eingeführte Wahl der Führer durch die Truppe ist seit langer Zeit wieder abgeschafft. Die Führer werden auf Grund ihrer dienstlichen Fähigkeiten und Leistungen ernannt. Man muß eine bestimmte Anzahl von Mindestjahren in jeder Dienststellung verbleiben, bevor man in die nächsthöhere aufrücken kann.

Im Dienst herrscht straffe Disziplin. Außer Dienst ist die Haltung der Mannschaft dem Führerstande gegenüber ungezwungen, es besteht außer Dienst kein Grußzwang. Die allgemeine Disziplin hat darunter nicht gelitten.

Die politische Erziehung in kommunistischem Sinne bildet einen wesentlichen Bestandteil der Ausbildung. Die höchste dafür verantwortliche Stelle ist die dem Kriegskommissar unterstellte „politische Verwaltung". Ihre in der Truppe tätigen Organe sind die politischen Kommissare und ihre Mitarbeiter, die bis zu den Kompagnien usw. heran planmäßig vorgesehen sind.

Die Rote Armee ist noch im Werden begriffen. Noch ist die planmäßige Organisation nicht überall durchgeführt, noch sind Mängel vorhanden, besonders in der Ausstattung der Truppe mit vervollkommneten technischen Mitteln. Auch in der Truppenerziehung und Führungstechnik ist noch nicht der höchste Stand der Ausbildung erreicht.

Viele Fortschritte sind dagegen in den wenigen Jahren des Bestehens der Roten Armee gemacht, besonders auf dem Gebiet der Festigung der Disziplin und äußeren Haltung der Truppe, in der Aneignung neuzeitlicher Gefechtsformen bei Infanterie und Artillerie und in der Klärung von technischen und Ausbildungsfragen.

Neue Zeppelin-Probefahrten.

Und danach dann die große Amerika- und Weltfahrt!

= **Friedrichshafen**, 26. Juli.

Nach nunmehr bereits siebenwöchiger Fahrtunterbrechung sowie vollkommener Ueberholung der fünf Motoren, bei denen neue Kuppelungen sowie verschiedene kleinere Teile eingebaut wurden, wird das Luftschiff „Graf Zeppelin" voraussichtlich am heutigen Freitag zu seinen ersten Probefahrten aufsteigen.

Zuerst zu einer kleineren, die sich hauptsächlich als Werkstättenfahrt über das Bodenseegebiet erstrecken soll und etwa vier Stunden in Anspruch nehmen dürfte. Nach einer kurzen Zwischenlandung auf dem Fluggelände in Friedrichshafen, bei der sodann die mitfahrenden Passagiere ausgewechselt werden, wird sich eine weitere, etwa zwölfstündige Probefahrt anschließen.

An der Fahrt wird, wie man hört, u. a. auch Generaldirektor Dr. Dorpmüller teilnehmen. Die Fahrt soll in das besetzte Gebiet führen. Diese Probefahrten werden den Auftakt zu der nachfolgenden Amerika- und Weltfahrt darstellen.

Sonntagsgedanken.

In diesen Wochen wird der Felder goldener Segen in die Scheuern eingefahren. Nicht ohne bange Sorgen hatten wir Monate lang die Entwicklung unserer Saaten verfolgt. Durch einen überaus grimmigen und langen Winter waren wir um volle acht Wochen zurückgeworfen worden, so daß es großer Anstrengungen bedurfte, den Rückschlag überhaupt noch nechzuholen.

Nun ist doch wieder alles gut geworden, und wenn wir auch nicht mit einer Rekordernte werden rechnen können, so geht sie doch bestimmt um ein wesentliches über das hinaus, was wir nach den Tücken des Winters überhaupt noch zu hoffen wagten.

Haben wir nicht wieder allen Anlaß, voll Dankbarkeit zu dem aufzuschauen, der unser ganzes Schicksal, unsere ganze Zukunft tin Händen hat? Wie herzlich wenige fühlen sich überhaupt noch zu dieser stillen, selbstverständlichen Dankbarkeit verpflichtet? Wird heute aus dem Säetuch der Zeit nicht mehr Unheil als Segen gesäet? Wie zahlreich sind überhaupt noch die Augen, die sich dankbar zum Himmel erheben, wenn sie die Fülle der Felder schauen, wie zahlreich sind denn überhaupt noch die Herzen, die sich zur Dankbarkeit verpflichtet fühlen, wenn sie das Brot schneiden. Wie zahlreich sind denn überhaupt noch die Händen, die sich dankbar über dem unermeßlichen Wunder falten, das sich ihnen in dem einfachen Stückchen Brot darbietet, das sie täglich essen? Ist es nicht ein gewaltiges, fast unfaßbares Wunderwerk, so wunderbar, daß der Frevler und der Spötter es schier für eine Selbstverständlichkeit halten?

Haben wir nicht allen Grund, uns täglich des großen, mächtigen Schöpfers zu erinnern, dessen Güte reicht, so weit sich des Himmels blaue Kuppel über die Erde dehnt?

Nur der Ungläubige ißt das Brot gedankenlos wie eine unvernünftige Kreatur. Der Gläubige aber beugt sich in Demut vor der Allmacht des Gestalters aller Dinge, der seine Größe und Herrlichkeit noch im einfachsten Getreidekorn offenbart.

— **Bei Fortuna bleibt alles beim Alten!** Die langwierigen Versuche, das Ziehungsgeschäft bei der Preußisch-Süddeutschen Klassenlotterie zu mechanisieren, haben mit einem Mißerfolg geendet, da keine der bisherigen Ziehungsmaschinen vollauf den Ansprüchen an unbedingte Zuverlässigkeit entsprach. Das System der Lostrommeln bleibt also nach wie vor beibehalten.

— **Was versteht man unter standesgemäßer Aussteuer?** Die Beantwortung der Frage, was man unter einer standesgemäßen Aussteuer zu verstehen hat, richtet sich einerseits nach den Vermögensverhältnissen der Eltern der Braut, andererseits nach der Lebensstellung des Bräutigams. In erster Linie gehören zur Aussteuer die zum persönlichen Gebrauch der Tochter gehörigen Sachen und Haushaltungsgegenstände. Es kann die Gewährung sowohl in der Form von Geld als auch in Gegenständen erfolgen.

— **Eilaufträge im Postscheckverkehr.** Vom 1. August an kann bei Zahlkarten, Ueberweisungen und Schecks gegen eine Gebühr von 1 Mark Eilbehandlung verlangt werden, die darin besteht, daß die beim Postscheckamt bis 13 Uhr (Schlußzeit für Eilaufträge) eingehenden oder eingelieferten Zahlkarten, Ueberweisungen und Schecks sofort gebucht werden. Das Verlangen der Eilbehandlung stellt bei Zahlkarten der Absender durch den am oberen Rande der Zahlkarte niederzuschreibenden Vermerk „Sofort gutschreiben"; bei Ueberweisungen und Schecks kann der Antrag sowohl vom Aussteller als auch vom Empfänger, wenn dieser die Ueberweisung oder den Scheck vom Aussteller erhalten hat, durch den auf der Ueberweisung oder dem Scheck unten links anzubringenden und von ihm zu unterschreibenden Vermerk „Eilauftrag" gestellt werden. Es empfiehlt sich, den Vermerk „Eilauftrag" auch auf die Anschriftseite des Scheckbriefumschlags zu setzen, in dem der Auftrag dem Postscheckamt übermittelt wird. Die Gebühr trägt der Antragsteller. Sie ist bei Zahlkarten außer der Zahlkartengebühr durch Aufkleben von Freimarken auf die Zahlkarte zu entrichten. Bei Ueberweisungen wird die Gebühr vom Konto des Antragstellers abgebucht; bei Schecks wird sie, wenn der Aussteller die Eilbehandlung beantragt, ebenfalls von seinem Konto abgebucht, hat aber der Empfänger des Schecks den Antrag gestellt, so wird sie bei der Auszahlung des Betrags einbehalten.

— **Feste der Arbeit sind die deutschen Turnfeste.** Sie sollen dartun, was innerhalb der turnerischen Gemeinschaft, innerhalb eines bestimmten Verwaltungsgebietes an turnerischer Erziehungsarbeit geleistet wird. Sie sollen der Oeffentlichkeit Kunde geben von der Vielseitigkeit der turnerischen Betriebsformen, die sich heute nicht etwa nur

---

Nächte der Angst.

Ein Sylt-Roman von Anny Wothe.

Copyright br Greiner & Co. Berlin NW 6

Nachdruck verbo

8. Fortsetzung.

Estrid hatte umsonst versucht, weiter in ihrem Buch zu lesen. Immer wieder lauschte sie hinaus in die Nacht. Klang nicht durch Wind und Sturm ein Hilferuf? Durch Brandung und Wellen brach es immer wieder wie ein Schrei. —

Und Peter und Bent waren in dieser Sturmnacht draußen. Zitterte sie um die beiden?

Estrid wußte es nicht. Sonst war ihr das Sturmgebrause die liebste Melodie. Heute nur war ihr bang, und sie horchte unruhig auf jeden Laut, der sich durch das Donnern der Wogen vernehmen ließ.

Stunde um Stunde verrann. Wo Sölve blieb? Alke huschte herein, im Herde die Glut zu schüren. Einen scheuen Blick warf sie auf ihre junge Herrin, die in ihrem weißen Kleide so nachlässig in dem großen Ohrenstuhl lehnte. Ein weißes Kleid! Alte schüttelte ihren weißen Kopf. Alle Frauen im Gotteskog hatten bis jetzt die Sylter Tracht getragen.

„Das tut nimmer gut", flüsterte die Alte und schloß geräuschlos die Tür.

Estrid träumte weiter.

Wie endlos lang die Nacht war. Einmal war sie nahe daran, hinab an den Strand zu laufen. Das Warten war unerträglich, aber Estrid sagte sich, es sei wahrlich schon genug, daß Sölve draußen war.

Und doch zog es sie immer von neuem zur Tür.

Still lauschte sie am Fenster und Türpfosten. Dann schlich sie auf leisen Sohlen, damit sie niemand hörte, hinaus auf die Diele.

Ein seltsam Bangen war über sie gekommen. Wie vor etwas Schrecklichem, Grauenvollem.

Sie flüchtete wieder in den Pesel.

Ob sie schlafen ging? Nein, die Männer würden es übel deuten und Sölve mußte gleich zurück sein.

Und dann fürchtete sie auch, so allein im Schlafzimmer, das schwarze Geisterschiff, das dort drüben auf dem Meere kreuzte.

Einen dunklen Vorhang hatte sie des Nachts vor die Fenster gespannt, doch Peter hatte ihn rücksichtslos herabgerissen und gemeint, er müsse des Morgens vom Bett aus die Sonne sehen.

Er konnte sehr rücksichtslos sein, Peter Bonten, trotzdem er sie so heiß liebte und sie auch sonst, wie sie zugeben mußte, arg verwöhnte. In vielen Dingen verstand er keinen Spaß und er zwang sie dann unter seinen Willen.

Oft meinte sie, ihn darum zu hassen. Bent war viel weicher, liebenswürdiger. Wenn sie wollte — Frau Estrid lächelte eigen — dann könnte sie Bent zu ihren Füßen zwingen. Ein stolzes Bewußtsein für sie und eine Niederlage für Peter, der stets tat, als wäre die ganze Welt sein eigen.

Estrids Lächeln erstarb plötzlich.

Ging es nicht wieder: „Tapp, tapp" draußen auf der Diele? Kam nicht wieder das bleiche Gesicht ihr näher und näher mit dem verwilderten Bart, aus dem weithin das Wasser floß?

Estrid schrie auf.

Da wurden draußen Stimmen laut und schleifende, schwere Schritte.

„So trägt man Tote", dachte Estrid erschauernd.

Langsam tastete sie sich der Diele zu.

Sölve stürmte herein, die schwarze Wachstuchkappe hatte sie sich von dem blonden Haar gerissen. Wie ein Heiligenschein bauschte es sich in seinem rötlichen Glanz um ihre weiße Stirn.

„Alke," rief sie, „schnell rüstet ein Bett. Sie bringen einen Todkranken und zwei ganz verklammerte Matrosen. Die beiden vielleicht bei den Knechten, den Kranken in die Giebelstube."

„Bist du die Hausfrau," fragte Estrid vortretend, „daß du hier bestimmst?"

„Da du dich um nichts kümmerst, muß ich es wohl tun", gab Sölve zurück, und im nächsten Augenblick flog sie der Tür zu.

Die beiden Brüder Bonten trugen einen Mann herein und legten ihn glatt auf die Diele.

Ein Haufen Volks drängte nach.

„Nichts da", rief Peter Bonten bestimmt. Die Matrosen, die schon wieder zu sich gekommen, wies er zu den Knechten. „Pflegt sie gut zurecht", gebot er seinen Leuten, „und laßt ihnen nichts abgehen, ich komme nachher selbst. Dieser hier braucht uns am nötigsten." Mit kräftiger Hand schloß er hinter den Schiffern die Tür, dann wandte er sich dem Geretteten zu.

Sölve kniete an der Seite des Verunglückten. Mit barmherziger Hand bettete sie das Haupt des Mannes, von dessen Stirn dunkles Blut herniederrann, in ihren Armen. Mit einem leisen Gefühl des Grauens, gemischt mit leichter Neugier, war Estrid unwillkürlich näher getreten.

War der Mann tot?

Schaudernd hielt sie inne. Aus seinem Bart und Haar, von seinen Kleidern tropfte das Wasser, gerade so, wie sie es jede Nacht in ihren Träumen gesehen, und ein nasser Strom ergoß sich über die Diele.

Die geschlossenen Augenlider des Mannes hoben sich jetzt einen Augenblick, und glanzlose, fast gebrochene Augen starrten sie an.

Wie Entsetzen zitterte es da in Estrids Augen auf, und mit einem gellenden Aufschrei: „Ingewart Ferks!" brach sie ohnmächtig zusammen.

Peter Bonten warf einen durchdringenden Blick auf sein Weib, dem Bent zu Hilfe sprang, dann sagte er scharf und klar zu der hereintretenden Alke:

„Der Frau ist schlecht geworden. Nimm dich ihrer an. Hast du die Kammer gerichtet?"

Alke nickte, und dann sagte sie, mit einem scheuen Seitenblick auf den am Boden Liegenden:

„Die Toten stehen wieder auf, Ingewart Ferks vom „Schwarzen Falken" ist all wieder da."

Sie schlürfte zu Estrid, die sich soeben unter Bents Hilfe langsam emporrichtete.

Nun flog Estrids Blick zu Ingewart Ferks, der, von Sölve und Peter unterstützt, sich mühsam aufrichtete.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219290728-14/fragment/page=0002

aufs Geräteturnen und Freiübungsturnen beschränken, sondern auch das weite Gebiet der Lauf-, Sprung- und Wurfübungen, das Turn- und Sportspiel in seinen vielfachen Abarten, das Schwimmen, das Fechten, ja sogar den Wassersport in sich begreifen. Zugleich aber sollen sie dartun, daß die turnerische Arbeit auch zur Leistungshöhe gestaltet wird. Aber die Turnfeste sind nicht nur Feste der Arbeit, sondern sie sollen auch Feste der Freude sein. Nicht jener Freude, die im Aeußerlichen ihre Befriedigung findet, und die sie berauscht an leiblichen Genüssen und an dem, was man gemeinhin „Stimmung" nennt, sondern jener Freude, die im ganzen Menschen mitschwingt, und bei der das Dabeigewesensein zum dauernden Erlebnis wird. Freude beseelt jeden Turner und jede Turnerin, mitschaffen zu können am großen Werk, mittätig zu sein, mit zu zeugen für den turnerischen Gedanken. Damit werden die Turnfeste zugleich zum Ausdruck des Gemeinschaftsgeistes.

— **Das deutsche Turnerschwimmen** hat nach dem Weltkriege eine sorgfältige und bis ins einzelne gehende Organisation erfahren. Es ist ein Ausbau des Turnerschwimmens erfolgt, der in seiner Mächtigkeit und in seinem Umfang wohl einzig dasteht. Denn heute betreiben Tausende deutscher Turnvereine in besonderen Schwimmabteilungen oder Schwimmriegen das Schwimmen. Es sind für die Verwaltung in der DT., in den Kreisen, Gauen und Vereinen besondere Schwimmausschüsse vorgesehen worden, und diese wieder sind rührig bei der Arbeit, um den Schwimmgedanken möglichst zum Allgemeingut aller Turner und Turnerinnen zu machen. Jeder Turner ein Schwimmer! ist hier die Losung. Aber auch das Wasserspringen, das Wasserballspiel, nicht zuletzt das Rettungsschwimmen findet in der Deutschen Turnerschaft eine Pflegestätte. Dabei ist das Schwimmen nicht einseitig Wettkampfangelegenheit, sondern es ist volkstümlich und soll volkstümlich bleiben, so daß die Breitenarbeit in den Vereinen im Vordergrunde bleibt und die Wettkampfarbeit nur einen, wenn auch nicht unwichtigen, Höhepunkt der turnerischen Schwimmarbeit bedeutet.

Vermischtes.

○ **„Ein Taler Strafe" für Verunreinigung.** An dem ehemaligen Palais des Grafen Schwerin am Krögel, dem ältesten Stadtteil von Berlin, befindet sich eine Holztafel, deren wenig leserliche Inschrift besagt, daß die Verunreinigung des Kanals mit „Einem Thaler Strafe" bedroht wird. Das Datum des Schildes ist vom 5. März 1830 und trägt die Unterschrift: „Königliches Polizeipräsidium hiesiger Residenz". Der Krögel, welcher noch aus der Zeit stammt, als das wendische Dorf Stadtrecht erhielt, war früher ein Kanal, der Couowel, welcher zur Spree führte. Die Mundart der Berliner wandelte das wendische Wort Couowel um in Krögel. Der Krögel ist im 15 Jahrhundert zugeschüttet worden und es entstand das schmale Gäßchen, das sich bis heute unverändert erhalten hat und zu den ältesten Bauten der Reichshauptstadt gehört.

○ **Eine billige Ohrfeige.** „Die fünf Mark zahle ich gerne", meinte dieser Tage ein Lokomotivführer nach der Urteilsverkündung in Moabit. Er hatte nämlich dem Sohne seiner Nachbarin eine Ohrfeige verabfolgt und war deswegen auf Antrag der Mutter zu fünf Mark Geldstrafe und zur Tragung der Kosten des Verfahrens verurteilt worden. Sein Töchterchen war vom Milchladen mit einem Topf frischer Milch gekommen und auf der Treppe dem Sohne der Nachbarin begegnet. Ohne besonderen Anlaß spuckte der Bengel der Kleinen sowohl ins Gesicht wie in den Milchtopf. Als die Kleine dies weinend dem Vater, der zufällig dienstfrei war, erzählte, geriet der Lokomotivführer umso mehr in Wut, als in der Familie des Jungen eine ansteckende Lungenkrankheit erblich war. Er eilte sofort auf die Straße, stellte den Jungen zur Rede und, als dieser najeweis antwortete, „klebte er ihm eine, die nicht von schlechten Eltern war." Die Mutter des frechen Lümmels hatte, wie gesagt, Privatklage erhoben; das Gericht aber billigte dem Vater mildernde Umstände zu und erkannte daher nur auf fünf Mark Geldstrafe, nicht ohne der Mutter erhebliche Vorhaltungen für das gewissenlose und unverschämte Gebahren ihres Sprößlings zu machen. Der Lokomotivführer aber fand die Angelegenheit ihre fünf Mark wert, und damit mag eine solche Ohrfeige schließlich auch nach allgemeinem Empfinden nicht zu teuer bezahlt sein.

○ **Er kennt sie nicht.** Folgendes Vorkommnis, das allen Neuvermählten, die unter der Wohnungsnot zu leiden haben und dadurch gezwungen sind, eventuell getrennt zu wohnen, zu denken geben soll, veranlaßte Mrs. Oliver beim Londoner Gericht auf Wiederherstellung der ehemaligen Rechte gegenüber ihrem Gatten Klage zu führen. Mrs Oliver war Krankenschwester in einem Londoner Hospital und lernte dort ihren Gatten kennen, der als Arzt tätig war. Im Jahre 1919 heirateten sie und zogen in eine Pension. Bald darauf nahm jedoch Mrs. Oliver eine Praxis im entgegengesetzten Teile Londons auf und mietete sich auch dort eine Wohnung. Die Gatten trafen sich hin und wieder, bald aber wurden die Zwischenräume des Wiedersehens immer größer und als Mrs. Oliver im Februar 1927 ihren Gatten besuchte, erklärte dieser, daß er sie nicht kenne und sie nie vorher gesehen habe. Er leugnete ganz entschieden, daß sie seine Frau sei. Und so mußte das arme Geschöpf zum Hohen Hof gehen, um sich ihre ehelichen Rechte gerichtlich bestätigen zu lassen.

Das erste Kabel für die Brücke über den Hudson.

Unter feierlichen Zeremonien wurde dieser Tage das erste Kabel zu dem Bau der Hudson-Brücke gelegt, die die erste Ueberland-Verbindung zwischen Neuyork und New Yersey darstellen wird. Vertreter beider Staaten nahmen an der Zeremonie teil. Die Kabellegung.

Kreuz und Quer

Allerwaltglossen von Kurt Pilavion

Es wird immer kälter und kälter! — Ich kann Ihnen den Eisbeutel nicht warm genug ans Herz legen.

Wie meinen Sie? Sie schwitzen? Das machen Sie mal schon mit sich selber ab! Das ist Ihre reinpersönliche Schuld. Wie, bitte? Ich mache einen unangebrachten Witz? Nein, nein, mein Verehrtester, wahrhaftig nicht! Wenn Sie schwitzen, dann liegt das ausschließlich bei Ihnen! Deshalb, weil Sie nicht auf der Höhe der Zeit sind, weil Sie nicht wissen, was in der Welt vorgeht. Sehen Sie, bitte, etwas genauer den Inseratenteil der französischen Blätter an, dann wird Ihnen zu Ihrem großen Erstaunen folgende Anzeige in die Augen springen: „Kein Mensch braucht zu schwitzen! Schutz durch Autosuggestion! G. M. . . . „Rue Sainte Honoré — —"

Na, jehen Sie wohl! Großartig, was?? Coué in neuer, verbesserter Auflage! Die Autosuggestion macht alles! Wir brauchen nur Gebieter unserer Gedankenkräfte zu sein, dann werden wir trotz 39 Grad Gluthitze schnattern und den Schüttelfrost kriegen. Bitte sprechen Sie in jeder Minute langsam, inbrünstig und feierlich: „Es wird mit jeder Sekunde kälter und kälter!" Und während Sie das so ganz aus innerster seelischer Inbrunst heraus vor sich hersagen, dann denken Sie mit Grauen und Schrecken an den sibirischen Winter, den Sie im Februar und März durchlebt haben, denken Sie an die Eisspalten, die Ihnen an den Ohrlappen und sonstwo angefroren waren, denken Sie, wie Sie Tag und Nacht vor Hundekälte gebebbert haben, denken Sie daran, daß Sie, wenn Sie morgens aufstanden, erst mit dem Küchenbeil das gefrorene Waschwasser in der Schüssel haben kleinhacken müssen, denken Sie daran, wie unheimlich die mörderische Kälte an Ihnen hochgeklettert ist, wie Sie am liebsten Ihre blaugefrorenen Füße in die innerste Rocktasche gesteckt hätten, denken Sie daran, wie Sie erst eine volle Viertelstunde lang Ihre Hände haben auftauen müssen, denken Sie daran — — — Na, mein Verehrtester, ist's Ihnen nicht schon ein wenig kühler geworden??? — Setzen Sie die Kur acht Tage ununterbrochen fort und lassen Sie sich vor allem von fremden Leuten nicht einreden, daß es heiß ist, wehren Sie jeden Hitzegedanken mit aller Entschiedenheit ab, auch wenn andere Leute etwas anderes behaupten. Erklären Sie die anderen als Narren, und je mehr diese anderen, diese Narren, über Sie lächeln und spötteln, desto inbrünstiger und feierlicher fahren Sie fort: „Es wird immer noch kälter und kälter!" — Jedenfalls kann ich Ihnen den suggestiven Eisbeutel nicht warm genug ans Herz legen.

Man soll wohlgemeinte Ratschläge, wenn sie so von ganz inwendig heraus kommen, nie zu leicht nehmen. Das war wohl auch die Gedankenkombination, die in neuerer Zeit die amerikanische Gesundheitsbehörde veranlaßt hat, dem — Kuß den Kampf zu erklären. Der Kampf gegen den Kuß ist von dem leitenden Arzt eines der größten amerikanischen Versicherungskonzerne angezettelt worden. Dieser Arzt will allen Erstes eine Menge von Material dafür gefunden haben, daß vorzeitiges Sterben und übertriebene Küsserei in einem engen Zusammenhang stehen. Auch vom amerikanischen Roten Kreuz werden die Bestrebungen des Arztes unterstützt. Wie man also sieht, eine durchaus ernste Sache, und nicht etwa eine Flatterideee der Hundstage. Man muß allerdings die amerikanische Gesundheitsbehörde daran erinnern, daß zum gleichen Zweck bereits vor drei Jahren in Paris eine Antikußliga ins Leben getreten war, die aber inzwischen wieder still und sanft entschlafen ist, trotzdem damals die Liga die Menschheit mit der Behauptung bange machen wollte, daß ein Kuß unter Umständen bis zu vierzigtausend Bazillen in sich berge. Der Erfolg war, daß noch genau so häufig geküßt wurde wie vordem. Immerhin darf man gespannt sein, wie weit man es in den Vereinigten Staaten mit dem schwerwiegenden Problem bringt. Sollte es ganz schlimm kommen, nun, dann wird man eben für die Zukunft singen müssen: „Ich streiche Ihre Hand, Madame — —"

Ueberhaupt diese Amerikaner! Die haben's in sich! Da wurde unlängst im Neuyorker Grand Central Palace eine große Gemäldeausstellung veranstaltet, auf der auch ein futuristischer Maler — ei, ei, der Futurismus lebt immer noch! — ein Bild aushängte. Das Bild fand im leichtbeschwingten Dollarika förmliche Bewunderung. Sogar die amerikanischen Blätter nannten das Gemälde prachtvoll. Einige Tage später, nachdem die Oeffentlichkeit ihr Urteil endgültig abgegeben hatte, begab sich der Künstler selber in die Ausstellung, da er ja nunmehr keine faulen Eier mehr fürchten brauchte. Da traf ihn beinahe der Schlag! Das Bild hing ja — verkehrt. Er ließ sofort durch einen Arbeiter das Gemälde umdrehen. Am nächsten Morgen schon war in einer der größten Zeitungen Neuyorks zu lesen, daß ein noch unermittelter Täter, vermutlich aus Schabernack oder gar aus Rache, mit dem Gemälde einen schlimmen Unfug getrieben und das Bild — verkehrt gehängt habe. — —

Und das im 20 Jahrhundert!

Glauben auch Sie an Hexen?

Trotz aller Bildung und Aufklärung steckt im Volke noch eine bedenkliche Ueberfülle von törichtem Aberglauben. Nicht nur die auf niedriger Stufe stehenden Völker und Volkskreise huldigten und huldigen ihm, sondern auch die Kulturvölker und auch die gebildeten Volkskreise.

Solange der Aberglaube ein harmloser und zum Teil sogar ein heiteres Gesicht trägt, könnte man mit einem Lächeln darüber hinweggehen, aber leider hat er schon unendlich viel Opfer gefordert. Würde es dazu noch Beweise bedürfen, so braucht man nur London zu besuchen, das eine Art Museum des Aberglaubens hat. In dem Londoner heilgeschichtlichen Museum hat man einer Sammlung von Amuletten Raum gegeben, die zu den größten und lehrreichsten gehört. Man hat dort Material aus allen Zeiten und Völkern zusammengetragen, so daß man an der Hand der Sammlung einen Ueberblick über die Geschichte des Aberglaubens erhält. Glücksbringer und Beschützer in Not findet man in dieser merkwürdigen Sammlung, sogar Schutzmittel gegen jede Krankheit.

Aber man braucht nicht erst nach London zu reisen, um sich davon zu überzeugen, daß die Zahl derjenigen, die nicht alle werden, noch sehr groß ist. Schon Zeitungsberichte aus der jüngsten Zeit lehren es uns, daß in dem Volke nicht bloß noch viel harmloser Aberglaube, sondern sogar, unglaublich zu sagen, mittelalterlicher Hexenglaube verbreitet ist. In einem Dorfe in der Elbinger Gegend hatte sich ein junger Mann das Leben genommen. Er war ganz gesund und munter gewesen, nur hatte er kurz vor seinem Tode ein sonderbares Wesen zur Schau getragen. Da darf es nicht wundernehmen, daß die Neunmalweisen im Dorfe die Köpfe zusammenstecken und zu dem Ergebnis kamen: „Der

Nächte der Angst.

Ein Sylt-Roman von Anny Wothe.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

9. Fortsetzung.

Einen Augenblick tauchten die beiden Augenpaare starr ineinander, dann kam es hohl wie aus röchelnder Brust von des Verwundeten Lippen:

„Hinweg! Hinweg mit ihr, die mir die Treue brach! — Jede Nacht bin ich bei ihr gewesen, mit meinem Fluch! Jede Nacht habe ich sie nicht schlafen lassen, weil sie mich verraten. Aber im Tode — darf sie nicht bei mir sein."

Ohnmächtig sank er zurück.

Ein wimmernder Laut kam von Eftrids Lippen.

„Fort!" gebot Peter, und wortlos hoben die Brüder den Verunglückten auf und trugen ihn hinaus. Sölve folgte. Nicht einen einzigen Blick mehr hatte sie für die Schwester.

„Ist er fort?" fragte Eftrid, sich das verwirrte Haar von der Stirn streichend.

„Mir bebt das Herz", wehklagte die alte Atke und schüttelte sich.

„Geh", gebot Eftrid hart, „und sage Peter Bonken, daß für Ingewart Ferks kein Platz im Gotteskoog ist."

„Das wäre!" rief Atke feierlich, ins Hochdeutsche verfallend.

„Wir werden doch unserem Namen keine Unehre machen? Der Gotteskoog stand Hunderte von Jahren allen Unglücklichen offen. Weit, weit sollen wir die Tore aufmachen, Frau, wenn ein Totgeglaubter wiederkehrt."

„Geh", gebot Eftrid noch einmal.

Und Atke duckte sich unwillkürlich vor dem flammenden Blick der Fürstenden und schlich hinaus.

Eftrid schloß die Augen. Zum Sterben elend war ihr. Mühsam schleppte sie sich in ihr Schlafzimmer, halb angekleidet sank sie auf ihr Lager.

Der Sturm heulte noch immer, und sie horchte in die Nacht hinaus auf jeden Laut.

Sie wartete auf Peter Bonkens Schritt, aber der Morgen brach grau und regenschwer durch die Fenster und noch immer harrte sie vergebens.

Peter Bonken kam nicht.

— — — — — — — —

Stille, dunkle Tage kamen nun über den Gotteskoog. Ingewart Ferks lag noch immer ohne Bewußtsein in der lichten Stube mit dem niederen, breiten Fenster, das einen weiten Ausblick auf das silberschimmernde Watt freigab. Sölve und Bent Bonken teilten sich in seine Pflege.

Eftrid war krank. Sie lag fiebernd in ihrer Stube und grollte mit Peter, der ihr Ansinnen, den Kapitän Ferks nach Lift zu seiner Mutter zu geleiten, kurz abgelehnt hatte.

„Der Mann ist todkrank," war seine Antwort, „ein Transport ist völlig ausgeschlossen. Ich will aber selbst zu seiner Mutter nach Lift fahren, ihr zu sagen, daß ihr Sohn lebt. Ich meine, gehört zu haben, daß sie sich schon jahrelang um ihn sorgt. Sie kann ja dann vielleicht selbst kommen und ihren Sohn gesund pflegen, denn für Sölve werden die ständigen Nachtwachen ein bißchen zu viel, wenn ihr auch Bent treulich zur Seite steht."

„Ich finde es sehr unpassend zu erlauben, daß dein Bruder dauernd mit Sölve zusammensteckt", grollte Eftrid.

Peter lachte spöttisch.

„Mit dir war er ja auch immer zusammen, wenn ich in der Wirtschaft oder draußen auf der See zu tun hatte. Da hast du nichts dabei gefunden."

„Ich bin eine verheiratete Frau und er ist dein Bruder."

Ein eigentümlicher Blick aus Peters Augen streifte Eftrid. Sie wurde plötzlich gewahr, wie streng und hart Peters sonst so lichte Augen geworden.

Und leise schauerte sie unter diesem Blick zusammen. Hatte sie vielleicht gar Furcht vor Peter Bonken, den sie um den Finger wickeln konnte?

„Ich will aber nicht," fuhr Eftrid eigensinnig fort, „daß Ingewart Ferks hier im Hause bleibt. Er muß fort, hörst du, unverzüglich."

„Erlaube mal, mein liebes Kind. Vielleicht fällt dir doch ein, daß der Gotteskoog immer eine Stätte der Barmherzigkeit gewesen. Willst du das ändern?"

Durchdringend flammten Peters Augen in die ihren, so daß Eftrid die halbgesenkten Lider rasch schließen mußte, weil er nicht in ihren Augen lesen durfte.

„Der Mensch ist mir zuwider," murmelte sie, „ich ertrage seine Nähe nicht."

Wieder irrte ein merkwürdiges Lächeln um Peters Mund. Er strich sich den rötlichen Bart mit der kräftigen Hand, dann sagte er kurz:

„Du wirst noch manches ertragen müssen. Der Mann bleibt hier, bis er soweit hergestellt ist, daß ihm die Fahrt nach Lift nicht mehr schadet."

Schmetternd warf Peter die Tür ins Schloß.

Eftrid blickte ihm ganz entgeistert nach. Das fehlte gerade noch, daß ihr Mann die Partei des Schiffbrüchigen nahm, vor dem sie in Furcht und Grauen zitterte, der schuld daran war, daß sie seit ihrer Hochzeit jede Nacht von den „Seegespenstern" heimgesucht wurde.

„Wenn er tot wäre", dachte sie, dann aber erschrak sie vor ihren eigenen, sündhaften Gedanken und sie nahm ihre Zuflucht zur Bibel, um in dem heiligen Buche Trost zu finden.

Doch sie fand ihn nicht. Alles was sie las, hatte keinen Sinn für sie, es war ihr nur wie eine tönende Schelle.

Peter war meist nicht da. Sie bekam ihn kaum noch zu sehen. Er war auf der Jagd oder beim Fischfang. Auch hatte er reichlich mit der Bewirtschaftung seines großen Anwesens zu tun.

Die Schiffsplanken des „Schwarzen Falken" waren angetrieben, auch manch wertvolles Stück, das Ingewart Ferks mit heimgebracht, unter anderen auch eine sehr kunstvoll beschlagene Truhe, die gewiß Kostbarkeiten enthielt.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219290728-14/fragment/page=0003

junge Mann ist behext." Und gar bald hatten sie auch die Missetäterin heraus. Das ganze Dorf und die ganze Umgegend zeigte mit einem Male auf die Aermste mit Fingern. Zum Schluß erfährt die Hexe nach langer Zeit von dem über sie verbreiteten Gerücht. Es wurde nun nach dem Erfinder des Unsinns geforscht. Niemand war es gewesen. Es ist nur gut, daß wir in einem aufgeklärten Zeitalter ohne Teufelsaustreibungen und Hexenverbrennungen leben, sonst, arme „Hexe", wäre es dir schlimm ergangen.

Die Photographie dem Volke!

Emil, der Schlingel, macht eine Aufnahme.

Es ist etwa ein Jahr her, daß man sich entschlossen hat, die Photographie in den Schulen zum Lehrfach zu erheben. Die ersten Früchte dieses erfreulichen Entschlusses zeigen sich von Monat zu Monat immer deutlicher. Seit mein Jüngster, der Emil — dieser Schlingel! —, photographiert, existieren für ihn überhaupt keine Schulbücher mehr, sondern nur noch Extrarapid-Platten und Celloidinpapiere.

Und wie dieser Schlingel photographiert! Ausgeschlossen, daß Sie eine Ahnung haben! . . .

Der „Aufnahme" geht natürlich jedesmal ein ganz ungeheuerlicher Aufwand voraus, so ungefähr, als ob die Weltkugel auf den Kopf gestellt werden soll. Da wird die große Portiere, da sie ihres prachtvollen Musters wegen einen „so idealen Hintergrund" abgibt, mit der Holzaxt vom Türrahmen gehauen und mit der gleichen Holzaxt an der Rückwand des Zimmers festgenagelt. Das Sofa muß, weil es „der Stimmung im Wege ist", zunächst „verrückt" und eine Viertelstunde später, weil es dauernd mit Emils Stativ im Kampf liegt, in das anstoßende Schlafzimmer abtransportiert werden. Stattdessen muß aus dem anderen „guten Zimmer" das Nähtischchen nebst den herrlichen neuen Plüschsesseln herangeschleppt werden. Nachdem das tote Inventar dreiundzwanzigmal umgruppiert worden ist, wobei natürlich die Situation jedesmal durch die Mattscheibe „überprüft" werden muß, geht es an das furchtbar schwere Problem der Personengruppierung.

Was da erst ein angehender Amateurphotograph im Schweiße seines Angesichts erlebt, dagegen ist die grauenhafte eiserne Jungfrau der reine Waisenknabe. Da werden Schultern nach vorn und hinten gedreht, Köpfe zurechtgesetzt, pokalbeschwerte Arme in den streng vorgeschriebenen Winkel von neunzig Grad gebracht, da muß der Riesenschnurrbart von Onkel Heinrich, weil er die Pupillen verdeckt, mit Schnurrbartwichse Marke „Niedagewesen" in eine einwandfreie Form gebracht werden, da muß man dem süßen Schoßhündchen von Tante Elsbeth, damit der quecksilbrige Zappler während der Aufnahme nicht unerwünscht wedelt, den Schwanz an das eine Hinterbein festbinden, der Großmutter muß alle Viertelminute gesagt werden, daß sie das Kinn nicht so hoch strecken darf — kurzum, es ist, als ob sich die ganze Tücke des Objekts in Großformat verschworen habe, als ob der Augenblick darauf lauere, den Superlativ der Tantalusqualen zur geschichtlichen Tatsache werden zu lassen. Emil, der Schlingel, sitzt wie auf Brennnesseln, wiewohl er sich wie ein Perpetuum mobile dauernd im Trab befindet.

Ist alles soweit fertig, dann muß Emil erst mal noch im Lehrbuch genau nachsehen, wie lange eigentlich bei Zimmeraufnahmen belichtet werden darf. Inzwischen hat sich natürlich der Schnurrbart von Onkel Heinrich aufs neue verrutscht, Tante Elsbeth hat niesen müssen, wobei sie ganz und gar aus der Fasson gekommen ist, und Großmutter streckt — natürlich! — schon zum achtundvierzigsten Male das Kinn himmelwärts, als sei die Stubenfliege, die eben durchs Zimmer schwirrt, ein Ueberseeriesenflugzeug.

Aber endlich, endlich ist doch alles so weit. Der große feierliche Augenblick naht. Emil belichtet — —

Wie die Aufnahme ausgefallen ist? „Entsetzlich" ist eine Liebkosung. Onkel Heinrich, der nur bis knapp an die Unterlippe auf die Platte kam — der Riesenverbrauch von Schnurrbartwichse war also die glatte Verschwendung — hat sein Urteil aber trotzalledem noch in „ganz schön" zusammengefaßt. Auch Großmutter, das Geburtstagskind, die noch erheblich schlechter weggekommen ist — bei ihr war als äußerstes Extrem nur noch die Brosche mit aufs Bild gekommen — hat gegen die Aufnahme ganz und gar nichts einzuwenden. Im Gegenteil: sie erwärmt sich direkt für Emils entwicklungsfähiges künstlerisches Empfinden. Alte, verschrumpelte Gesichter gehören überhaupt nicht auf ein Bild, das war ihr Standpunkt schon von jeher gewesen. Zum Ausgleich aber hat Emil, der Künstler, seine zehn Fingerabdrücke wohlgefällig auf die Platte gedrückt, als Signum, auf das kein wahrer Künstler verzichten kann.

Es wäre noch zu berichten von Fiffi, dem quecksilbrigen Racker, der just im Moment der Belichtung davongerannt war, es wäre noch zu berichten von Tante Elsbeths Augen, die entsetzt in die linke Zimmerecke starren, weil Fiffi eben mit einem wahren Saltomortale davonging, es wäre noch zu berichten von — — nein, laßt des grausamen Spiels genug sein!

Horst Thielau.

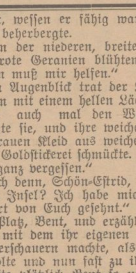
Landwirtschaftliches.

◇ **Bekämpfung der pilzlichen und tierischen Schädlinge des Spargels nach der Ernte.** Als pilzlicher Feind kann der Spargelrost den Anlagen gefährlich werden. Hat er sich bereits im vergangenen Jahre breit gemacht, so ist es angezeigt, schon von Ende Juli ab, sobald der Spargel ausgewachsen ist, vorbeugend mit Kupferkalkbrühe, der sog. Bordelaiser Brühe, zu spritzen und diese Bespritzung in Zwischenräumen von 2—3 Wochen zu wiederholen. Wichtig ist sodann, daß bis spätestens Mitte November das Kraut der Spargelpflanzen möglichst tief unter der Erde abgeschnitten und an Ort und Stelle verbrannt wird. Diese Maßnahme sollte dort, wo der Spargelrost aufgetreten ist, seitens aller Spargelzüchter der betreffenden Gegend vorgenommen werden. Uebrigens ist der Spargelrost auf gut gepflegten Feldern im allgemeinen ein wenig bekannter Gast. — Von tierischen Schädlingen während des Sommers können die Spargelkäfer und vor allem ihre gefräßigen Larven den Anlagen sehr gefährlich werden. Man fängt die Käferchen, die sich bei leichter Berührung sofort fallen lassen, täglich durch Abklopfen in einer mit einem Trichter versehenen Flasche. Wer diese Bekämpfung rechtzeitig und energisch durchführt bezw. durchführen kann, wird wenig über Larvenfraß zu klagen haben.

Maßnahmen gegen den Erbsenkäfer.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

Das sicherste Mittel gegen diesen Vorratsschädling ist der Schwefelkohlenstoff. Man häufelt die Erbsen pyramidenförmig zusammen und bedeckt sie dann mit einem Lappen, der mit Schwefelkohlenstoff getränkt wurde. Die Käfer werden in kurzer Zeit samt ihren Larven restlos abgetötet. Der Schwefelkohlenstoff schadet der Keimfähigkeit nicht. Nach der Behandlung breitet man die Erbsen so lange möglichst flach aus, bis der Geruch des Bekämpfungsmittels verschwunden ist. Man kann das Saatgut auch in einem geschlossenen Gefäß der Schwefelkohlenstoff-Einwirkung



aussetzen. Auf ein Liter Erbsen rechnet man 50 Kubikzentimeter Schwefelkohlenstoff. Die Begasung dauert etwa 10 Minuten. Dann wird gelüftet.

Auch eine Temperatur von 50 Grad Celsius tötet diesen Schädling. Es ist aber schwer, eine gleichmäßige Wärme in dieser Höhe praktisch herzustellen. Jedenfalls ist diese Methode an das Vorhandensein einer Darre gebunden und es muß streng darauf geachtet werden, daß die Grenze von 50 Grad nicht überschritten wird, weil sonst die Keimfähigkeit ge- bezw. zerstört wird. Im übrigen verlassen die Käfer und ihre Larven das Saatgut, sobald 40 Grad Wärme erreicht sind. Es wäre also möglich, sich auch mit dieser Temperatur zu begnügen und die Tiere nach dem Auswandern gesondert zu fangen.

Befallene Erbsen können von gutem Saatgut leicht dadurch getrennt werden, daß man die Körner in ein Becken mit kaltem Wasser schüttet. Die guten Körner sinken zu Boden, während das Unbrauchbare oben abgeschöpft werden kann.

K. Br., Berlin.

Neue Bücher und Zeitschriften.

Der Große Brockhaus, Band II.

Mit Spannung erwartet, ist nun der zweite Band des „Großen Brockhaus" erschienen. Alles was sich im Alphabet zwischen Asuncion in Paraguay und dem polnischen Marktflecken Mlozona bewegt, hat hier eine Heimstätte gefunden. Und welch prächtige Heimstätte! Wieder — wie auch schon beim ersten Band — können wir darauf hinweisen, daß der „Große Brockhaus" vortrefflich versteht, sich mitten in unser heutiges Leben hineinzuversetzen, unvergleichlich den Anforderungen entspricht, die wir an ein modernes Nachschlagewerk stellen: nicht nur Auskunft zu geben, sondern auch Winke und Ratschläge für das tägliche Leben, für Beruf und Familie, für Arbeit und Mußestunden. Es ist unmöglich, auch nur annähernd ein Bild von der Vielgestaltigkeit und Unerschöpflichkeit zu geben, der wir beim Durchblättern dieser 800 Seiten begegnen. Den Kaufmann werden besonders Artikel wie „Arbeitsvertrag" oder „Ausführtechnik" fesseln. Unter dem Stichwort „Bilanz" findet er genaue Angaben zur Aufstellung und Beurteilung eines Vermögensnachweises. Dem Beamten werden die Besoldungstabelle oder die ausführlichen Darlegungen über Beamtenorganisationen und Beamtenrecht wertvoll sein. Ein Artikel „Betriebsrat" unterrichtet über die neuesten Bestimmungen auf dem Gebiete der Arbeitsgesetzgebung in Deutschland und im Ausland. Der Musikfreund findet in den Ausführungen über „Beethoven" das Musterbeispiel einer knapp gehaltenen und doch erschöpfenden biographischen Darstellung. Das beigegebene Bildmaterial kann man sich nicht reichhaltiger denken. Wir finden Beethovens Handschrift, Scherenschnitte aus seiner Jugendzeit, zeitgenössische Bilder, eine Faksimile des Anfangs vom 3. Satz einer Klaviersonate, die Totenmaske, Bilder von Zeitgenossen, die dem Meister nahestanden, und des Geburts- und Sterbehauses. Der Artikel „Bienenzucht" gibt klare und praktische Anweisungen für Bienenwirtschaft. Zum Artikel „Autostraßen" bringt eine Tafel besonders charakteristische Aufnahmen, bei denen weder die Avus noch der Nürburgring noch die Versuchsstraße auf dem Dach der Fiatwerke in Turin vergessen sind. Die Fülle des Stoffes ist erstaunlich. Der Praktiker, der Gelehrte, der Journalist, die Hausfrau, sie alle werden ihre helle Freude an dem Band haben. Entzückend ist zum Beispiel das Einklebebildchen zum Artikel „Biedermeier": Die Stickerin von Friedrich Kersting, aus dem Schloßmuseum in Weimar. Zart und duftig sind die Farben herausgebracht, wir können keine bessere Anschauung bekommen von dem, was sich für uns mit dem Begriff „Biedermeier" verbindet! Um eine Vorstellung von der drucktechnischen Vollkommenheit des Werkes zu erhalten, betrachte man die Tafel „Bildnismalerei", die uns durch die Geschichte der Malerei von Jan van Eyck bis Liebermann und van Gogh führt. Daß die Verwendung von Autotypien im Text, die hier zum ersten Male in einem großen Lexikon erfolgt, die Anschaulichkeit des Stoffes in ungewöhnlicher Weise erhöht, haben wir bereits beim ersten Band erwähnen können.

Der letzte Alleswisser ist wohl Leibniz gewesen; zwischen ihm und uns liegen aber zweihundert Jahre angestrengtester menschlicher Arbeit. Selbst dem Gebildeten ist es heute unmöglich, jede Sache und jeden Ausdruck zu verstehen, der ihm in der Zeitung oder im Gespräch begegnet, und so braucht jeder heute ein modernes Nachschlagewerk. Dann aber ist schon der „Große Brockhaus" in erster Linie zu empfehlen, um so mehr, als das handmeise Erscheinen gerade jetzt für wenige Mark monatlich fast jedem den Erwerb möglich macht.

W. Z. D. II.

Das neue Sendehaus in Dresden behandelt der gebildete Leitartikel des neuesten Heftes der illustrierten Rundfunkzeitung „Die Mirag". Zu den Darbietungen Lieder mit Orchester und dem Konzert des Leipziger Jugendchores der S. A. J. — zur Vorlesung „Simplicius Simplicissimus" und „Panait Istrati" — zum Konzert „Nationaltänze" — zum Vortrag „Gefingstadt Wolfenbüttel", zum Hörspiel von Robert Walter: „Der saturnische Liebhaber" und schließlich zur Uebertragung des Entscheidungsspieles um die Fußballmeisterschaft sind erläuternde Artikel erschienen. Das reich illustrierte Heft kostet nur 35 Pfg. und ist durch jeden Buch- und Zeitschriftenhändler, das Ortspostamt, bezw. den „Mirag"-Verlag, Leipzig C 1, Floßplatz 6, zu beziehen.

Nächte der Angst.

Ein Sylt-Roman von Anny Wothe.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

10. Fortsetzung.

Peter Bonken hatte angeordnet, daß alles sorgfältig für Ingewart geborgen wurde. An Strandholz, Proviant und vielem Gerät, das angetrieben wurde, mochten sich die Inselbewohner gütlich tun. Die Truhe aber behielt er für Ingewart Ferks zu bewahren mit dem Hinweis, daß doch wohl kein Sylter aus dem Unglück eines Sohnes der Insel Nutzen ziehen wolle.

Da waren sie alle einig, Ingewart Ferks, der so lange Totgeglaubte, sollte das Seinige behalten.

Wenn Estrid das träge Hindämmern in ihrer Stube nicht mehr ertragen konnte, wartete sie oft im Pesel auf ihren Schwager Bent, ob er sich nicht blicken ließe, ihr die bösen Gedanken zu verscheuchen.

Sehr selten nur trat Bent Bonken bei ihr ein.

Estrid hatte dann immer das ganz bestimmte Gefühl, als sei Bent anders geworden. Nicht mehr das leidenschaftliche Feuer sah sie in seinen Augen aufstrahlen, das zu entfachen ihr immer ein herrliches Spiel gedünkt. Auch fühlte sie, daß seine Gedanken oft anderswo weilten, und in eifersüchtiger Wallung dachte sie an Sölve.

Sollte die junge Schwester, die ihr noch ein halbes Kind schien, ihm vielleicht besser gefallen als sie, zu der er doch, wie sie oft mit heimlicher Genugtuung festgestellt, in leidenschaftlicher Verehrung aufgeblickt hatte?

Sölve mußte fort, wieder zur Mutter, wie Ingewart Ferks unbedingt den Gotteskoog verlassen sollte.

Peter mußte sich darein fügen. Niemand als sie, Sölve und die Mutter, wußten von ihrem heimlichen Verlöbnis mit Ingewart, und das war ihr ein Trost.

Man mußte Ingewart fortschaffen, ehe er wieder zum Bewußtsein kam, denn bei seiner gewalttätigen Natur wußte man nicht, wessen er fähig war, wenn er erfuhr, wessen Haus ihn beherbergte.

Estrid, die an der niederen, breiten Fensterreihe des Pesels saß, wo rote Geranien blühten, dachte grübelnd: „Bent Bonken muß mir helfen."

In demselben Augenblick trat der Kapitän ein.

Estrid sah ihm mit einem hellen Lächeln entgegen.

„Findet Ihr auch mal den Weg zu mir, Herr Schwager?" fragte sie, und ihre weiche Hand strich langsam an ihrem grauen Kleid aus weichem Wollstoff hinab, das eine kostbare Golostickerei schmückte. „Ich glaubte schon, Ihr hättet mich ganz vergessen."

„Wo werde ich denn, Schön-Estrid, so nennt man Euch ja wohl auf der Insel? Ich habe mich schon lange nach einem guten Wort von Euch gesehnt."

„So nehmt Platz, Bent, und erzählt mir etwas."

Sie sah ihn mit dem ihr eigenen Blick an, der schon viele vor Bent erschauern machte, als er einen niederen Schemel herbeiholte und nun fast zu ihren Füßen saß.

Warum klopfte plötzlich Bent so ungestüm das Herz? Wie dumm das war. — Er wandte die Augen von der blonden Frau und sah weit hinaus auf das Meer. Der Sturm, der tagelang über die Insel gebraust, hatte ausgetobt.

Ganz still war die Luft und leise plätscherten die Wogen auf den Sand.

Schwarz schimmerten noch die Meeresweiten, aber hier und da brach aus zerrissenen Wolkenfetzen ein goldener Sonnenspeer. Bents Augen verfolgten das Spiel der Sonne mit den dunklen Wolken. Siegend trat sie jetzt aus dem schwarzen Gewölk, und dann funkelte und blitzte es auf den dunklen Wellen wie von Gold und Smaragden.

„Ich warte, Bent," begann Frau Estrid, „Ihr wolltet mir etwas erzählen."

„Verzeiht, Frau Schwägerin, ich sehe nämlich am hellen, lichten Tage auch Seegespenster, wie Ihr des Nachts."

„Wer sagt Euch das?"

Estrid wurde blaß.

„Ich meinte, wir hätten es jüngst erörtert. Aber die Schemen, die ich gewahre, sind ganz freundlich. Seht Ihr dort drüben, nach den Lister Dünen zu, wie es glänzt und gleißt? Ist es nicht, als hebe sich ein schimmernder Seepalast im Abendgold aus der Tiefe? Nixen im Goldhaar umspielen ihn, und alle Frau Estrid, tragen Eure Züge." —

„Ihr seid ein Schmeichler," lächelte Estrid und dunkle Glut trat in ihr Antlitz.

„Nichts liegt mir ferner. Ich sehe Euer Antlitz nur immer anders, und immer ist es schön. Bloß Eure Seele verbirgt sich mir. Gleich den Meernixen hütet Ihr Eure Gedanken."

„Woher wißt Ihr das?"

„Ich fühle es. In diesen Tagen besonders habe ich darüber nachgedacht, als ich in der Seele Eurer Schwester Sölve las, die mir bei unserer gemeinsamen Pflege vertrauter als sonst geworden ist."

Estrid lachte hohnvoll auf.

„Das sieht den Männern ähnlich. Heute schwärmen sie für die eine, morgen für die andere und am dritten Tage wissen sie von beiden nichts."

Der Kapitän sah die erregte Frau befremdet an.

„Wie eigen Ihr seid, Frau Estrid. Ein geheimnisvolles Rätsel, das ich gern ergründen möchte."

„Was reizt Euch dazu?"

„Eure Augen, die alles gewähren und doch alles versagen, Euer seltsames Lächeln, das einen Himmel verheißt und doch förmlich in Spott getränkt ist. Eure roten Lippen, die gewiß heiß küssen können und es doch nicht tun?"

„Wißt Ihr das so gewiß?"

Dunkle Glut stieg Bent Bonken in sein ehrliches, braunes Gesicht. Wohin verirrte sich das Gespräch mit dieser blonden Frau mit dem seidenen Nixenhaar, die noch dazu die Frau seines Bruders war?

„Nein," gab er zögernd zurück, „aber ich meine es zu fühlen."

„Das kann man nur aus dem Erleben beurteilen."

Bent sah seine Schwägerin ehrlich erschreckt an. Was meint sie mit diesen Worten? Sollte sie?

Sein Herzschlag stockte, dunkel wurde es vor seinen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219290728-14/fragment/page=0004

Zweites Blatt

Nebraer Anzeiger

№ 88 — Sonnabend, den 27. Juli 1929 — 42. Jahrgang

Politischer Wochenspiegel.

Die feierliche Inkraftsetzung des Kelloggpaktes. — Deutschlands Vermittlung im Mandschureikonflikt. — Französische Verschleppungsdiplomatie. — Deutschlands Seegeltung.

Der Präsident der Vereinigten Staaten hatte die Chefs der diplomatischen Missionen, soweit sie Regierungen vertreten, die dem Kellogg-Pakt sich verpflichtet haben, zu einer Feier großen Stils geladen, bei der der Kriegsächtungsvertrag in Kraft gesetzt und verkündet wurde. Hoover hat aus diesem Anlaß mit klaren Worten davon gesprochen, daß alle unsere Hoffnung auf den Kellogg-Pakt gegründet sei, und daß er den Auftakt bieten müßte zu einer wirklichen Verminderung der Rüstungen, wobei freilich der Grundsatz angemessener Landesverteidigung nie außer Acht gelassen werden solle. Die Vertreter von 40 Staaten haben diesem Staatsakt beigewohnt. Botschafter und Gesandte jener Nationen, die sich feierlich darauf verpflichtet haben, den Krieg aus der Vorratskammer ihres diplomatischen Rüstzeuges zu bannen, auf ihn als ein Mittel der Politik zu verzichten. So wird man es nicht ganz verstehen, daß gerade in diesem Zusammenhang der amerikanische Präsident nur vorsichtig von einer Minderung der Rüstungen spricht, und auch diese These noch einschränkt, indem er die angemessene Rüstung für die Landesverteidigung — welch ein dehnbarer Begriff — nicht angetastet wissen will. Es wäre ein Symbol gewesen, das der Sache des Friedens gedient hätte, wenn mit dieser feierlichen Verkündung des Kriegsächtungspaktes die Mächte dafür gewonnen worden wären, einen ernsthaften Schritt zur Friedenspolitik, zur ehrlichen Abrüstung zu tun. Deutschland hat dafür ein Beispiel gegeben, das endlich Schule machen muß, wenn das Vertrauen in den ehrlichen Friedenswillen der übrigen Welt gestärkt werden soll. Zwischen dem Rüstungszustand Deutschlands und der übrigen Welt klafft ein Gegensatz, der der Sache des Friedens nicht dienlich sein kann.

Ebenso wenig als die ostasiatischen Vorkommnisse den Kelloggpakt in Ansehen der Völker besonders heben, da alle Bestrebungen zur Beilegung des Konflikts bis jetzt gescheitert sind. Amerikas Außenminister Stimson hat sich nun auch an den deutschen Botschafter gewandt, um Deutschland für eine Vermittlung der Großmächte im fernen Osten zu gewinnen. Deutschland hat von Anfang an in dem Ostkonflikt den Standpunkt eingenommen, daß alles getan werden muß, was den Krieg zwischen Rußland und China verhindern kann. Aber es hat auch ebenso deutlich von Anfang an erkennen lassen, daß es nach Lage der Dinge nicht eine persönliche Vermittlerrolle in diesem Streit übernehmen möchte und übernehmen kann. Selbstverständlich hat die Reichsregierung keinen Anlaß, sich aus einer Kollektivaktion der Weltmächte auszuschalten. Aber Versuche, Deutschland bei dieser Vermittlungsaktion vor den Wagen zu spannen — in Amerika wird bereits der Name Solf genannt — müssen abgelehnt werden. Im übrigen scheint sich China selbst auf eine Vermittlung Japans einzurichten. Schon liegen Meldungen darüber vor, daß der chinesische Außenminister die japanische Regierung um die Vermittlung zwischen Nanking und Moskau ersucht habe, um auf diese Weise die direkte Verhandlung zwi-

gewonnen. Seit jener Zeit ist niemals der ernsthafte Versuch gemacht worden, diesen Rekord zu brechen. Die Jahre vor dem Kriege wurden von den Reedereien nach anderer Richtung hin genutzt. Damals galt es zunächst die Bequemlichkeit der Amerikareise zu steigern. „Vaterland" und „Imperator" waren die Triumphe deutscher Technik, die Rekorde des Transozeanverkehrs. Heute Selbstverständlichkeiten, die keine Hemmungen mehr bieten. Nun ist der Kampf um den Wettlauf über den Ozean wieder entbrannt. Die „Bremen" und ihr kommender Schwestertyp, die „Europa", sind Schiffe, die den Komfortrekord der Vorkriegszeit längst überschritten haben. Aber sie sind auch Typen, die sich damit nicht begnügen, die es darauf angelegt haben, die Spanne zwischen Europa und Amerika zu verringern und der erste Vorstoß gegen den Weltgeschwindigkeitsrekord hat zum Erfolg geführt. Aber damit nicht genug. Der eigentliche Kampf um diesen Weltrekord wird jetzt erst beginnen. Schon künden amerikanische Meldungen, daß die Reedereien der Welt jetzt durch diesen neuen deutschen Rekord gepackt sind und daß sie darauf aus sind, diesen Rekord zu schlagen. Der Wettlauf um den Ozean ist in eine neue Phase getreten. Und diese Phase ist unter der Parole „Deutschland" eingeleitet worden. Ein Erfolg, der uns die alte Seegeltung wiedergewonnen hat, ein Erfolg, auf den wir stolz sein wollen, ein Erfolg aber auch, bei dem wir nicht ausruhen dürfen!

König Fuad als Gast des Oberbürgermeisters von London. König Fuad von Aegypten, der zu einem sechswöchigen Besuch in London eingetroffen ist, ist dort vom Oberbürgermeister im Herrenhaus eingeladen worden. Fuad gedenkt einen Teil seines Aufenthalts in Schottland zu verbringen, wo er jagen und fischen will. König Fuad mit dem Oberbürgermeister von London und dessen Gattin vor dem Lunch im Herrenhaus.

Aenderung des Lichtspielgesetzes.

Neue Zensur- und Strafbestimmungen.

Berlin, 26. Juli.

Der Reichsinnenminister Severing hat dem Reichstag den Entwurf eines Gesetzes zur Aenderung des Lichtspielgesetzes vorgelegt. In der Begründung dieses Gesetzentwurfes heißt es u. a.:

Die Regierung hat grundsätzlich daran festgehalten, daß im Inland hergestellte Bildstreifen nur dann zum Vertrieb nach dem Ausland zugelassen werden können, wenn von ihrer Vorführung im Ausland nicht eine Gefährdung des deutschen Ansehens zu befürchten ist, wie sie etwa in der Verbreitung grober Schundfilme oder den Weltruf der deutschen Wissenschaft gefährdender Bildstreifen im Ausland gesehen werden kann. Daß Bildstreifen, von denen die Prüfstellen festgestellt haben, daß sie geeignet sind, die Beziehungen Deutschlands zu auswärtigen Staaten zu gefährden, unter allen Umständen von der Ausfuhr ausgeschlossen bleiben müssen, bedarf ebenso wenig der Begründung wie der Umstand, daß diese Regelung auf Bildstreifen keine Anwendung findet, die aus dem Auslande eingeführt sind.

Im wesentlichen bleibt also die auf Antrag ausnahmsweise zu erteilende Zulassung verbotener Bildstreifen nach dem Ausland auf die Bildstreifen beschränkt, denen die Zulassung für das Inland wegen ihrer ordnungs- oder sicherheitsgefährdenden, das religiöse Empfinden verletzenden, verrohenden oder entsittlichenden Wirkung versagt worden ist. Für die Fernhaltung Jugendlicher von allgemeinen Vorführungen waren strafrechtlich bisher nur die Veranstalter der Lichtspiele verantwortlich.

Nächte der Angst.

Ein Sylt-Roman von Anny Wothe.

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW 6.

(Nachdruck verboten.)

7. Fortsetzung.

„Das wird sich finden, was ich tue", gab Sölve zurück, und Peter meinte gelassen:

„Sie kann vielleicht nützen."

Durchdringend hefteten sich seine blauen Augen, die ganz ernst geworden, auf Estrid.

Hatte er erwartet, daß auch sie mit hinausging?

Hastig trat er auf sie zu, und ehe sie es sich versah, hatte er sie mitten auf den Mund geküßt.

Die Männer und Sölve waren schon draußen, da stand Estrid noch immer im Pesel und wischte mit der Hand über ihre Lippen als müsse sie einen Schandfleck wegreiben.

Draußen war Stockfinsternis, als die Männer mit ihren Laternen dem Strande zueilten, wo eine Anzahl Inselbewohner ratlos hin- und herliefen.

Schwarz wälzten sich die Wolken von Westen her und unheimlich wütete der Wind. Die Notsignale waren verstummt, nur ein paar Leuchtraketen stiegen noch auf.

„Macht das Rettungsboot klar", rief Sölve erregt den Männern zu. „Hört ihr nicht, daß man eurer Hilfe bedarf?"

„Da ligt he op de Dodenbank", meinten die Schiffer, über die See deutend, und standen unschlüssig.

„Vorwärts", kommandierte Peter. „Rührt euch!"

Der Kapitän ist schon zum Bootshaus geeilt, das große Rettungsboot, durch Taue gefesselt, liegt auf einer sogenannten Rutschbahn. Die Männer, die ihm auf den Anruf gefolgt sind, kriechen schnell in Korkwesten und Oelzeug. Sie binden sich den Südwester fest um die Ohren. Lauter kräftige Gestalten sind es — keiner spricht ein Wort.

„Alles klar!" ruft der Kapitän.

„Alles klar", klingt es zurück.

Das Rettungsboot gleitet langsam dem Wasser zu, dann schießt es schnell in die hochaufspritzenden Wogen.

Sölve wäre am liebsten mitgefahren, aber sie wußte, man würde es nicht zulassen. Sturmumbraust stand sie nun am Ufer, fest und sicher und sah dem Boot nach, das in dem Gischt verschwand. Bent Bonkens Augen hatten sie strahlend gegrüßt.

Am Strand war inzwischen eine Schar Weiber aufgetaucht, die unruhig und erregt durcheinander hasteten, teils aus Sorge um ihre Männer, Brüder und Söhne, teils aus Neugier und Mitleid mit dem Schiff, das in der dunklen Sturmnacht mit den Wellen rang.

Stunde um Stunde verging, die Weiber verliefen sich wieder, nur Sölve saß des Sturmes und des Regens nicht achtend, auf einer Holzplanke und starrte weithin über die tobende See. Wenn sie nicht wiederkamen, die Männer, die ausgezogen waren, ihr Leben für das anderer zu wagen?

Ein Schauer kroch Sölve bis ans Herz.

„Helft," rief sie den Weibern zu, die noch draußen waren; „die Nacht ist so schwarz, daß die Unsern nicht den Weg zurückfinden. Laßt uns ein Feuer entzünden."

Einige der Frauen murrten.

„Der Leuchtturm gäbe ja die Richtung an."

„Ja, aber nicht die Einfahrt hier", gab Sölve den Zögernden zu bedenken, und etwas Gebieterisches lag in der jungen Stimme.

„Wollt ihr eure Männer verlieren?"

Da griffen die Frauen zu. Sölve entbot auch Knechte und Mägde aus dem Gotteskoog, und sie begannen — Sölve allen voran —, Werg und Strandholz herbeizuschleppen. Nicht weit vom Strand, in einem alten, morschen Gemäuer, schichteten sie das Holz, und bald züngelten Riesenflammen durch die Nacht, die der rasende Sturm immer heller entfachte.

Sölve faltete die kleinen Hände. Ihr war plötzlich viel freier und leichter ums Herz. Der Regen hatte nachgelassen, aber die Brandung donnerte und die Wogen grollten so laut, als ob das Meer im wütenden Kampf mit dem dunklen Nachthimmel ringe, den von Zeit zu Zeit Blitze zerrissen. Die Windsbraut, die über die Dünen fegte, warf Sölve den feinen Sand wie spitzige Nadeln ins Gesicht, und so angestrengt Sölve auch ausspähte, kein Boot kam in Sicht.

Endlich ein Licht und noch eins!

„Sie kommen," schrie Sölve, und als hätte ihr Ruf ein hundertfältiges Echo geweckt, so belebte sich der Strand von Frauen und Kindern, die trotz Sturm und Wetter nun gespannt Ausschau hielten.

Immer näher steuert das Licht. Jetzt kann man schon ganz deutlich das Boot erkennen. Die Wellen schwingen und schleudern es wild. Sturzseen gehen darüber hin, daß man meint, sie hätten die kleine Nußschale begraben.

Immer wieder wirft die Brandung die Tapferen zurück, die verzweifelt mit Wind und Wogen kämpfen, aber, von Gischt umblinkt, stößt schließlich das Boot auf den Sand. —

Viele Hände mühen sich, es fest zu machen.

Strahlend sieht Sölve Bent Bonken ins Auge und streckt ihm beide Hände entgegen.

„Wie danke ich Euch", ruft sie innig.

„Und wir Euch", gab der Kapitän zurück. „Nicht wahr, es war Euer Werk, das Strandfeuer? Es hat uns glücklich den Weg gezeigt. Wir waren schon weit abgetrieben."

„Sind alle gerettet?" fragte Sölve, als sie gewahrte, wie man unter Peters Aufsicht einige Männer aus dem Boot an den Strand trug.

„Der Kapitän und zwei Matrosen, die ganze Besatzung. Der Kapitän scheint tot. Die Matrosen sind wohl nur erschöpft, denn wir holten sie aus dem Wrack vom höchsten Mast herunter."

„So will ich eilen, im Gotteskoog alles zur Aufnahme der Armen vorzubereiten", rief Sölve und lief davon.

Peter Bonken rief ihr nach, Estrid zu benachrichtigen, Sölve aber sah sich gar nicht nach ihm um. Ihr war, als würde sie verfolgt und eine eiskalte Hand griffe nach ihrem Herzen.

— — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219290728-14/fragment/page=0005